

Liebe Gemeinde,

wenn Sie Ihr Neues Testament hinter den Evangelien und vor dem apostolischen Briefen aufschlagen, finden Sie dort die Apostelgeschichte des Lukas. Lukas beschreibt in diesem Büchlein die Geschichte der Jerusalemer Urgemeinde und die Missionsreisen des Paulus, also die Ausbreitung des Christentums von Jerusalem nach Rom. Lukas hat dieses Werk vermutlich um das Jahr 90 herum geschrieben, war also von den Ereignissen, die er beschreibt etwa sechzig Jahre entfernt, so weit, wie wir vom Attentat auf Präsident Kennedy im Jahre 1963, vom Mauerbau im Jahre 1961 oder vom Kniefall Willy Brandts in Warschau 1971 entfernt sind. Und so wie wir natürlich keine direkte Anschauung von den gerade beschriebenen drei Ereignissen haben, so war auch Lukas kein unmittelbarer Augenzeuge dessen, was er versucht hat, für die Nachwelt festzuhalten. Was macht man nun, um sich über lange Zurückliegendes zu informieren, was hat Lukas getan? Lukas hat Augenzeugenberichte gesammelt, die in den einzelnen christlichen Gemeinden in Schriftform aufbewahrt oder mündlich weitererzählt worden sind. Und diese Sammlung von Geschichten und Berichten hat er dann zu einem großen Ganzen zusammengefügt, wobei er einzelne Lücken freilich von eigener Hand füllen musste. Lukas war also nicht nur „Nachrichtensammler“, sondern er ist zugleich auch Schriftsteller gewesen, und zwar einer, der von dem, was er da beschrieben hat, ziemlich begeistert gewesen ist. Lukas war ein glühender Bekenner des neuen Glaubens, der sich da angeschickt hatte, von Jerusalem aus die ganze Welt zu erobern, und das hat sich natürlich auch auf seine Schriftstellerei ausgewirkt. Und wir sollten jetzt nicht vorschnell den Zeigefinger heben oder gar mit Steinen werfen: eine objektive Beschreibung der Vergangenheit gibt es nicht, und oft erfährt man aus einem Geschichtsbuch mehr über die Überzeugung des Verfassers als über das, was er uns vor Augen zu stellen sucht. Lukas verarbeitet also nicht nur alte

Überlieferungen, sondern, wenn er selber die Feder führt, zeichnet er auch Idealbilder, ein Bild der frühen Christenheit, von dem er aufgrund seines eigenen Glaubens meint, dass es gar nicht anders gewesen sein könne. Ein solches Idealbild malt er auch, wenn er das Zusammenleben der Gemeinde unmittelbar nach Pfingsten schildert. Ich lese uns den heutigen Predigttext aus dem 2. Kapitel der Apostelgeschichte:

„Die nun sein Wort annahmen, ließen sich taufen; und an diesem Tage wurden hinzugefügt etwa dreitausend Menschen. Sie blieben aber beständig in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet. Es kam aber Furcht über alle Seelen und es geschahen auch viele Wunder und Zeichen durch die Apostel. Alle aber, die gläubig geworden waren, waren beieinander und hatten alle Dinge gemeinsam. Sie verkauften Güter und Habe und teilten sie aus unter alle, je nachdem es einer nötig hatte. Und sie waren täglich einmütig beieinander im Tempel und brachen das Brot hier und dort in den Häusern, hielten die Mahlzeiten mit Freude und lauterem Herzen und lobten Gott und fanden Wohlwollen beim ganzen Volk. Der Herr aber fügte täglich zur Gemeinde hinzu, die gerettet wurden.“

Liebe Gemeinde,

ein Herz und eine Seele seien sie gewesen, die ersten Christen, einträchtig bis in die Verwaltung ihres Besitzes hinein, eine Gemeinschaft ohne Streit und Zwietracht. Als urchristlichen Kommunismus hat man diese Gemeinschaft oft bezeichnet, aber wie man auch immer zum Kommunismus steht, eines ist klar: das, was Lukas hier beschreibt, ist eines der Idealbilder von denen ich gesprochen habe. Und dass es mit der Realität der Jerusalemer Urgemeinde zusammen stimmt, ist mehr als unwahrscheinlich. Denn es hat, überspitzt gesagt, vom Ostermorgen an Konflikte in der Gemeinde, später in der Kirche gegeben. Ohne Ausnahme alle Briefe des Paulus beziehen sich auf solche Konflikte, setzen sich mit erbitterten Gegnern des Apostels auseinander oder wollen die

Wunden vergangener Auseinandersetzungen heilen. Verkürzt gesagt: Wenn alles so harmonisch gewesen wäre, wie Lukas das beschreibt, hätte Paulus nicht zur Feder gegriffen, dann würde es heute keinen einzigen Brief von ihm geben.

Gemeinde ist anders, als Lukas sich das vorstellt oder wünscht. Und ich brauche jetzt nicht groß in die Kirchengeschichte der letzten zwei Jahrtausende zu schweifen, sondern kann mich genauso gut auch auf unsere Gemeinde beziehen. Wie oft hat es in den dreiundzwanzig Jahren, in denen ich mittlerweile hier bin, nicht schon Streit gegeben, der teilweise – und das auch von mir – sehr erbittert ausgefochten worden ist. Wenn wir uns an dem messen wollen, was wir gerade im Predigttext gehört haben, dann werden wir unweigerlich immer scheitern, hinter einem ziemlich unrealistischen Anspruch zurückbleiben. Denn auch wir Christen leben ja noch in dieser Welt, sind ein Teil dieser Welt, zugleich Gerechte und Sünder, wie Martin Luther das gesagt hat. Um daraus die Forderung abzuleiten, dass der alte Adam täglich ersäuft werden müsse. Der alte Adam, der sündige Mensch, das sind wir eben auch noch. Und das schlägt sich unmittelbar auf unsere Beziehungen nieder, das schlägt genauso auf unser Gemeindeleben durch, auch wenn wir das ganz bestimmt nicht wollen. Wie alle anderen Vereine, Organisationen, Gemeinschaften ist auch die christliche Gemeinde keine konfliktfreie Zone, keine Insel der Seligen. Aber unterscheiden wir uns dann von irgendeinem anderen Verein? Und wenn ja wodurch?

Ich glaube, dass der Unterschied nicht darin besteht, dass wir keinen Streit haben, sondern wie wir mit dem Streit umgehen:

Wir Christen sind arme Sünder wie andere Menschen auch. Wir wissen, dass wir Gott nichts zu bringen haben, sondern dass alles an seiner Gnade hängt. Das macht uns vielleicht alle ein wenig demütiger, als wenn der eine nun denkt, mehr oder besser als der andere zu sein. Unter der Gnade zu leben, das heißt auch, mal ein

wenig zurückzutreten, von sich selber Abstand zu nehmen, sich die eigene Fehlerhaftigkeit und Vergebungsbedürftigkeit einzugestehen. Wir sind alle auf Gottes Gnade angewiesen und uns allen ist diese Gnade zugesprochen: das gibt uns die innere Stärke, uns selber unsere Sündhaftigkeit zuzugestehen und uns darum selber eben nicht immer an die erste Stelle zu setzen. Damit fängt Humanität an. Und sie, die Humanität, wird bewährt, wenn wir zu vergeben bereit sind, so wie Gott uns vergeben hat: Vergeben heißt, den anderen nicht auf seine Fehler festzunageln, sondern ihm und mir die Chance zu einem neuen Anfang zu geben. Gott selber hat auch für denjenigen, für diejenige, die mit mir im Streit liegt, seinen Sohn dahingegeben. So viel wert war und ist ihm jeder einzelne, jede einzelne von uns. Haben wir das Recht, jemanden zu verdammen, ihm seine Würde und Gotteskindschaft abzusprechen, ihn oder sie ein für allemal abzuschreiben?

Ich bin heute weit davon entfernt, Ihnen und Euch die von Lukas gezeichnete Szene aus dem Leben der Urgemeinde als Idealbild vorzuhalten. Damit wären wir heillos überfordert.

Aber woran man uns als Christen erkennen kann, woran man uns als Christen erkennen können sollte ist das, dass wir bei allem Streit beieinander bleiben und in unserem Glauben, durch Jesus Christus die Kraft zu einem neuen Anfang miteinander finden.

Und der Friede Gottes...